

HEUTE KALT

HEUTE GRAU

HEUTE SORGEN

HEUTE STRESS

HEUTE TEUER

HEUTE ANGST

HEUTE WUT

HEUTE WÄH

UND MORGEN?

**BESSER WIRD'S,
WENN'S GRÜNER UND
GERECHTER WIRD.
BEI DIR IM BEZIRK.**



**LIEBE GRÜSSE
AUS DER ZUKUNFT**



Editorial

Wir alle haben uns daran gewöhnen müssen, in einer Welt voller Krisen aufzuwachen. Vielen ist die Sicherheit abhandengekommen, dass sich alles ausgeht, dass es schon klappen wird, dass unser soziales System hält. Und viele stellen sich sorgenvoll die Frage: Wie geht's weiter? WIEN MORGEN ist eine Einladung. Eine Einladung, sich auf eine Perspektive einzulassen, die geprägt ist von politischer Zuversicht und Mut.

Unser Streifzug durch Wien führt zu fotografischen Begegnungen mit den Menschen der Stadt und ihren Wünschen (S. 6). Er beinhaltet einen Lebensbericht aus der Volksschule – jenem Ort, der so maßgeblich über das Gelingen von Integration und Bildungskarrieren entscheidet (S. 18). Wir blicken auf Dinge, die es zu gewinnen gibt (S. 10). Wir begeben uns auch auf eine Zeitreise am Westgürtel (S. 24) und stellen uns vor, wie die Renaturierung den Wienfluss zu neuem Leben erwecken kann (S. 34). Und Protest? Jawohl, Zusammenhalt und Protest sind zwei Seiten einer Medaille, auf die es im Wien von heute ganz besonders ankommt (S. 31).

2025 haben wir in Wien die Wahl. Angesichts der Probleme heute – Teuerung, Bildungskrise, Klimasorgen – könnten wir zynisch werden, die Augen verschließen. Oder wir schauen ganz genau hin und engagieren uns für die besten Lösungen. Damit Wien grüner und das Leben wieder ein bisschen leichter wird. Mit WIEN MORGEN wollen wir die Zukunft gestalten statt Stillstand verwalten. Gehen wir's an!

Eure Judith Pühringer
Parteivorsitzende Grüne Wien



Hallo!

Mir wirst du in diesem Magazin immer wieder begegnen. Ich habe die wichtigsten Zusatzinfos für euch: Weiterführungen, Hinweise, Links.

4 Zahlen, bitte!

Wie geht's eigentlich unserem Boden?

5 Gutes in Kürze

Meldungen, die wirklich Freude machen.

6 Eine Frage

Was kann in Wien besser werden? Eine Befragung.

9 Best Practice

Zwei Städte die uns etwas voraus haben.

10 Ideen für morgen

Expert:innen verraten, worauf wir uns in Zukunft freuen können.

18 Coole Schule

Wieso von durchmischten Klassen alle profitieren.

23 Mi(e)tgehört

Was auf Wohnungsbesichtigungen so gesprochen wird.

24 Die geräderte Stadt

Die Straßen haben nicht immer den Autos gehört.

31 So nicht!

Peter Kraus über die Notwendigkeit des zivilen Ungehorsams.

34 Wien wird grün

Am Wienfluss könnte bald eine lebendige Oase entstehen.

41 Grau wie Beton

Der Schriftsteller Arad Dabiri über die Natur.

42 Klick und Glück

Miträtseln, einschicken und gewinnen.

43 Orakel KI

Die KI zeigt uns, wie Wien aussehen könnte.

Boden-los!

Die Erde ist ein faszinierendes Ding. Sie ernährt uns, bringt Fasern für Kleidung und liefert Bäume für Brennholz. Erda, so der Ursprung des Wortes, meint einen Ort, ohne den unser Leben nicht möglich wäre. Bloß: Es gibt immer weniger davon. Auf der ganzen Welt, und besonders in Wien, werden mehr und mehr Flächen versiegelt. Mit weitreichenden Folgen.

Mit **37%**

Versiegelungsgrad ist Wien die am stärksten versiegelte Stadt Österreichs. Das ist, wie die Umweltschutzorganisation WWF aktuell ermittelte, um 40 Prozent mehr, als bisher angenommen.

Asphalt heizt sich im Sommer auf **60 Grad** und mehr auf. Daher sind begrünte Flächen gerade in Städten besonders wichtig. Sie können um **70 Prozent mehr Wasser** aufnehmen.



55 km² von Wien bestehen aus **Verkehrsflächen**, pro Kopf sind das 29 Quadratmeter.



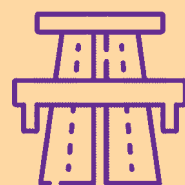
Etwa **368 Hektar Fläche** wurden im vergangenen Jahrzehnt versiegelt. Das ist eine Fläche, die **neunmal so groß ist wie der Vatikan**.



90% des Naschmarkts sind derzeit betoniert. Im Jahr 2027 wird auf einem Teil der Fläche ein **6.300 Quadratmeter** großer Park entstehen. Der Naschmarkt-Park ist dann fast so groß wie ein Fußballfeld.

80.000

Wohnungen stehen laut Schätzungen in Wien leer. Würde man sie vermieten, müsste man acht Jahre lang keine neuen Wohnungen bauen.



385 Hektar wurden durch den Stopp der Lobauautobahn nicht versiegelt, das entspricht der Fläche des gesamten **15. Gemeindebezirks**.

Aus Grau wird (bald) Grün

In den neuen verkehrsberuhigten Wohnstraßen, wie etwa in der Pfeilgasse (Josefstadt) oder in der Bernardgasse (Neubau), denkt man schon jetzt, in der kalten Jahreszeit, wieder an den Frühling. Warum? Weil neue Bäume schon im November gepflanzt werden müssen, damit es dort im nächsten Jahr grün und angenehm schattig wird. Jetzt befinden sie sich nämlich gerade in ihrer Wachstumsruhe. Das bedeutet, dass sie weniger Energie brauchen und sich ganz auf das Wurzelwachstum konzentrieren können. Und auch der Boden ist ideal: Er ist noch nicht gefroren und durch den Herbstregen ausreichend feucht.



Erfolg auf ganzer Linie

Wer kann sich erinnern, dass die Jahreskarte der Wiener Linien 448 Euro gekostet hat? Aus heutiger Sicht klingt dieser Preis absurd. Denn zum Glück setzte sich vor über 12 Jahren die Grüne Idee – ein Euro pro Tag für Öffis – durch und ist für viele Wiener:innen mittlerweile eine Selbstverständlichkeit. Das alleine ist schon ein Grund zur Freude, aber es geht weiter: Die Wiener Linien feiern seither Fahrgast- und Einnahmenrekorde. Die Idee wurde zum Vorbild für das österreichweite Klimaticket. Mit über einer Million gibt es mehr Jahreskarten als Autos in Wien. Und auf Grünen Druck sind die Öffis in Wien für Schulausflüge und -veranstaltungen seit 2024 sogar gratis. Weiter so! 🙌



Lichtblicke

Die Tage sind grau, die Nachrichten bedrückend. Dass viele angesichts der aktuellen Weltlage aus dem negativen Sog nicht herauskommen, ist verständlich. Es hat aber auch mit dem menschlichen Gehirn zu tun: Es verarbeitet negative Informationen schneller und intensiver als positive. Das hat Folgen für die Psyche. Studien haben allerdings gezeigt, dass gute Nachrichten helfen können, schlechte besser zu verarbeiten. Es lohnt sich daher, sich Erfreuliches vor Augen zu halten. Etwa, dass in Österreich der CO₂-Ausstoß nun schon das dritte Jahr in Folge gesunken ist. Dass Solarenergie österreichweit boomt – und wir uns so ein Stück weiter von der Abhängigkeit vom russischen Gas befreien. Oder dass mit dem Ja von Klimaministerin Leonore Gewessler zum EU-Renaturierungsgesetz ein wichtiger Grundstein zur Wiederherstellung der Natur in ganz Europa gelegt wurde. Und es kommt noch eine gute Nachricht: Diese Liste ließe sich noch weiter fortsetzen.

Morgen wird



Emilia, 8
Ich wünsch' mir tausend neue Spielplätze!

Wien ist leiwand, aber es gibt auch Probleme. Wir haben nachgefragt, was sich die Wiener:innen für die Zukunft wünschen.



Victor, 28
Schön wär's, wenn's wärmer wird. Damit meine ich nicht das Wetter – es ist Winter und heute brauche ich nicht mal eine Jacke. Die Wärme, die ich mir wünsche, ist die zwischen uns Menschen. Einsamkeit ist ein Problem in allen Städten. Kleine Gesten helfen.

besser

Fotos: Lisa Leutner & Patrick Rieser



Harald, 52
Wenn der Schulweg meines Sohnes sicher wird. Er will mit dem Rad fahren, das geht aber momentan nur mit Bauchweh. Sein Weg führt über die Landstraßer Hauptstraße, wo es keinen separaten Radweg gibt. Das kann und will ich meinem Kind nicht zumuten.

Dione, 22
Ich liebe Wien. Aber das Gefühl der Sicherheit wird weniger. In meinem Bekanntenkreis gab es Übergriffe und Belästigungen. Oft auch auf privaten Homeparties. Fast jede Frau hat irgendeine Geschichte. Erzieht eure Söhne!



Elisabeth, 58
Ich wünsche mir mehr Platz! Für alle, die zu Fuß unterwegs sind, mit dem Radl oder auch für Menschen im Rollstuhl. Es gibt so viele Autos in der Stadt, die den ganzen Tag herumstehen. Muss das heute noch sein?



Sandra, 34
Besser wird's, wenn wir auf niemanden vergessen. Auch nicht auf die kleinen Vereine. Am Sportplatz mischt sich die Gesellschaft. Von klein auf lernen Kinder und Jugendliche, was es heißt, als Team aufzutreten, wurscht, woher man kommt.



wenn ...

Christine, 69

Morgen wird besser, wenn wir einen anderen Umgang mit dem Altern finden. Ich wünsche mir mehr Austausch zwischen den Generationen, gemeinschaftliche Wohnprojekte und eine Stadt, die barrierefrei ist für alle.



Ghazal & Qasam, 16

TikTok ist ein Problem. Viele in unserem Alter hängen die ganze Zeit am Handy. Das macht nichts Gutes, der Kopf wird kaputt. Besser wäre, wieder mehr Zeit mit Freunden und Familie zu verbringen.



Ahmad, 16

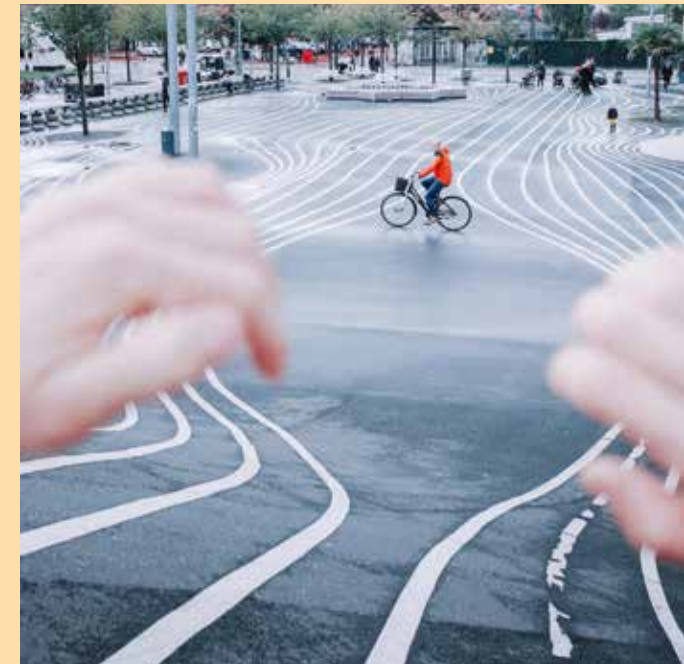
Ich stehe jeden Tag um sechs Uhr auf und fahr' in die Schule. Die HTL hier in Ottakring mag ich sehr. Aber eines fällt mir ein: Längere Pausen wären wichtig! Es ist schwer, sich so viele Stunden durchgehend zu konzentrieren.



Martin, 38

In Meidling haben sie uns innerhalb eines Jahres dreimal die Miete erhöht. Komplette Willkür! Und als Familie mit Kleinkind echt nicht leicht. Ich wünsch' mir da mehr Schutz.

Wien kann lernen von ...



Der Superkilen Park in Kopenhagen bietet Radfahrer:innen breite, durchgehende Wege, die nahtlos ins städtische Fahrradnetz integriert sind.

Credit: Kopenhagen: Dart Illu (Unsplash) / Singapur: Fahrul Ahmed (Unsplash)



Der Park „Gardens by the Bay“ liegt im Stadtzentrum Singapurs. Die hohen Stahlkonstruktionen dienen zur Aufzucht von seltenen Pflanzen.

Kopenhagen

So wird man zur Fahrradstadt.

Es ist nicht so, dass die Kopenhagener:innen aus Überzeugung radeln würden, sie sind auch nicht umweltbewusster oder sportlicher als der Rest der Welt. Nein, sie tun es, weil es die schnellste, bequemste und sicherste Art der Fortbewegung ist: Da sind die Ampeln, die für Radler früher auf Grün schalten, und die gut markierten, breiten Radwege. Da sind die Fahrradgaragen an jeder größeren Station und die Brücken, insgesamt 16 an der Zahl, die allein für Radler:innen gebaut wurden. Das alles führte dazu, dass die Mehrheit der Kopenhagener:innen, ihre täglichen Wege mit dem Rad zurücklegt. Im Binnenvverkehr sind es sogar 63 Prozent. Begonnen hat alles schon vor zwei Jahrzehnten: mit Bürger:innen, die genug hatten von verstopften Straßen und dass sie ihre Kinder nicht alleine zur Schule schicken konnten. Und mit einer Stadtregierung, die sich etwas traute – und die alles daransetzte, das Fahrrad zum Verkehrsmittel Nummer eins zu machen.

Singapur

So wird die Stadt zum Garten.

Wer an einem der Fenster des Büroturms „Fook Hai“ im Zentrum von Singapur steht, der blickt geradewegs in einen Dschungel. Dicke Lianen überwuchern Glas und Beton. Farne, Moose und Flechten klettern die Häusermauern des Parkhotels „Pickering“ empor. Der asiatische Stadtstaat Singapur soll, so das Ziel der Stadtplanung, ein Garten werden, in dem eine Stadt liegt – und nicht umgekehrt. Es ist eine scheinbar einfache und gleichzeitig hochwirksame Low-Tech-Lösung für eine Stadt, die sich tagsüber auf bis zu 45 Grad aufheizt: Die sieben Millionen Bäume Singapurs funktionieren wie Schutzschilde gegen die Hitze. Sie spenden Schatten und kühlen die Straßen um bis zu vier Grad. Kletterpflanzen kühlen zusätzlich, filtern Feinstaub und sind bei Starkregen ein entlastender Puffer für das Kanalsystem. Was noch kommt? Erst mal eine Million weitere Bäume. Und zwar innerhalb der kommenden zwei Jahre.

A photograph of a busy street scene, likely a market, with people walking and shops in the background. The scene is captured in a warm, golden light, suggesting late afternoon or early morning. A young child in a dark jacket and red pants is running towards the camera in the foreground. In the background, a woman is talking on a phone, and other people are walking along the street. There are signs for 'Aria Super Market' and 'LORIAN' visible. The overall atmosphere is one of everyday life and movement.

Die Zukunft

ist

besser

als ihr Ruf

Teuerung, Klimakrise, Kriege:
Selten fiel es uns so schwer,
hoffnungsvoll nach vorne zu
blicken. Ist sie überhaupt noch
zu retten, unsere Zukunft?
Ja, finden diese fünf Expert:in-
nen und verraten, worauf man
sich (mit ein bisschen
Anstrengung) freuen kann.

Es war der Beginn der 90er-Jahre, Tim Berners-Lee erfand gerade das Internet, Nelson Mandela kam nach 27 Jahren Gefangenschaft frei und an immer mehr Hauswänden waren vier Ziffern zu lesen: 2000. Wie ein Versprechen veredelten sie Logos von Boutiquen und Kaufhäusern, von Baumärkten und Frisörsalons und selbst ein Radiosender und ein riesiger Sporthändler verwendeten die Zahlen als Chiffre, die für den Aufbruch in das neue, glanzvolle Jahrhundert stand. Es war eine Zeit, in der alles wuchs: die Volkswirtschaft, das BIP, die Häuser und ganz besonders die Garagen, weil die Autos darin immer größer wurden. Demokratien waren auf dem Vormarsch und das Internet versprach, Grenzen zu verwischen und die Welt zu einem Dorf zu machen. Es gab Tamagotchis, Videospiele und technische Innovationen, die unser Leben unterhaltsamer und nicht unsere Jobs streitig machten. Vor allem aber gab es noch eine Perspektive, die Fortschritt versprach, mehr Freiheit und Wohlstand, ein (immer) besseres Leben für die nächste Generation. Ja, wenn nicht für die ganze Welt.

Und heute? Heute herrscht Ernüchterung. Und zwar nicht nur, weil diese Zukunft dahin ist, sie wurde durch eine andere, wesentlich unattraktivere ersetzt. Ganz anders als gedacht und versprochen. Eine, in der Kriege und Krisen so nah an uns herangerückt sind wie schon lange nicht mehr. In der die Ungleichheit wächst und sich immer tiefere Gräben in der Gesellschaft auftun, es heißer und ungemütlicher auf unserem

Nein, früher war nicht alles besser, aber eines ganz bestimmt: Die Zukunft

Planeten wird, Gletscher schmelzen und die Malediven im Meer versinken.

Nein, früher war sicher nicht alles besser, aber eines ganz bestimmt: die Zukunft. Und das liegt laut der Zukunftsforscherin Florence Gaub nicht bloß daran, dass eine Reihe negativer Erzählungen kursieren und durchaus reale Bedrohungen auf uns warten, sondern hat auch damit zu tun, dass uns positive Szenarien abhandengekommen sind. „Da, wo früher eine erstrebenswerte Zukunft lag, gähnt nun die Leere“, schreibt sie in ihrem Sachbuch „Zukunft – Eine Bedienungsanleitung“. Und fehlt einmal die gemeinsame Vorstellung von dem, was besser wird und worauf man sich in Zukunft als Gesellschaft freuen kann, gibt es auch keinen Weg, den man gehen, ja nicht einmal eine Richtung, die man einschlagen könnte.

Aber vielleicht hilft es, die Perspektive zu wechseln und nicht auf das zu schauen, was verloren geht, sondern darauf, was es Kostbares zu gewinnen gibt. Das wusste schon der berühmte Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry. Er riet einst: „Wenn du ein Schiff bauen willst, beginne nicht damit, Holz zu sammeln, Planken zu schneiden und die Arbeit zu verteilen, sondern mache den Menschen Lust auf das weite und endlose Meer.“ Aus dieser Perspektive lässt sich auch die Gegenwart ganz gut bewerten und vielleicht tut sich dabei sogar die eine oder andere Frage auf, wie etwa: Ist der Status quo wirklich so rettenswert? Oder könnte es nicht doch eine Zukunft geben, in der manche Dinge besser, ja vielleicht sogar richtig gut werden? 😊



Fotos: Marcella Ruiz Cruz

Man wird im Alter auf uns schauen, damit wir selbstbestimmt leben können.

Auch im Alter hat man ein Recht darauf, ein gutes Leben zu führen. Aber wie kann man das gewährleisten, in einer Gesellschaft, in der Personal knapper und Bedürfnisse größer werden? Eine mögliche Antwort darauf bietet das Pflegekonzept der Community Nurses. Community Nurses sind Pflegekräfte, die ihre Patient:innen zu Hause besuchen, behandeln, regelmäßige Gesundheitschecks durchführen, Angehörige anleiten und mit Ärzt:innen zusammenarbeiten. Ich nenne sie aber lieber „Wunderwuzzis“, weil sie darüber hinaus noch so viel mehr leisten. Community Nurses sind Vertrauenspersonen, die sich Zeit für ihre Patient:innen nehmen, die zuhören und wenn es sein muss, auch mal trösten. Die dorthin gehen, wo die Menschen wirklich leben: in ihre Gemeinden, ihr Zuhause, zu ihren Familien und Freunden.

Älterwerden ist kein Defizit

Wieso das wichtig ist? Weil die meisten Menschen trotz Alter und Pflegebedarf – falls möglich – weiter Teil ihrer Gemeinschaft und in ihrem Zuhause bleiben wollen. Community Nurses können Patient:innen in ihrer Selbstständigkeit unterstützen, indem sie sie regelmäßig besuchen

und schauen, was gerade wirklich gebraucht wird. Manchmal ist das ein Medikament, ein anderes Mal vielleicht bloß ein offenes Ohr oder eine Umarmung. Sie kennen die (Kranken)-Geschichten der Menschen, beraten präventiv in Gesundheitsfragen und können so verhindern, dass aus kleinen Problemen große Krisen werden. Und nicht zuletzt können Konzepte wie das der Community Nurses dazu beitragen, das Älterwerden und Hilfebedürfnis nicht bloß als Verlust und Defizit zu begreifen, das es zu kompensieren gilt. Die Community Nurses sind österreichweit mittlerweile sehr gut angekommen. Nun liegt es an den Bundesländern, dafür Sorge zu tragen, dass sie mit den Mitteln aus dem aufgestockten Pflegefonds die Community Nurses weiter finanzieren. Wenn wir es nämlich schaffen, dass auch Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind, Teil der Gesellschaft bleiben, profitieren letztlich alle. Davon bin ich überzeugt.

Birgit Meinhard-Schiebel, 78, ist Präsidentin der Interessengemeinschaft pflegender Angehöriger.

Wir werden sinnvollere Arbeit leisten.

Es war ein Versprechen, das unsere Gesellschaft lange Zeit getragen hat und nun langsam zerfällt: Wer hart arbeitet, hat ein gutes Leben. Heutzutage schaffen es aber die wenigsten, sich Wohlstand zu erarbeiten, für manche reicht es gerade für das Nötigste. Gleichzeitig erleben zwei Drittel der Arbeitnehmer:innen in Österreich den Arbeitsdruck als konstant hoch. Ein Umstand, der die Form und Rolle der Arbeit in unserer Gesellschaft gerade grundlegend verändert. Immer mehr Menschen möchten auch Zeit für andere Tätigkeiten haben – wie Sorgearbeit, Freiwilligenarbeit und Erholung. Sie wollen Tätigkeiten nachgehen, die sie als sinnvoll erachten und für die sie auch wertgeschätzt werden.

Mit der Wertschätzung ist es so eine Sache. Die soziale und auch finanzielle Bewertung der Arbeit steht heute in keinem direkten Verhältnis zum gesellschaftlichen Beitrag der jeweiligen Tätigkeit. Man denke etwa an die unbezahlte Arbeit – in der Betreuung und Pflege, aber auch im Kultur- und Sportbereich. Diese Tätigkeiten werden häufig nicht mal als richtige Arbeit anerkannt, obwohl unsere Gesellschaft ohne sie nicht auskommen würde. Internationale Studien zeigen, dass die unbezahlte Arbeit, wenn man sie wie bezahlte Arbeit bewertete, bis zu 40 Prozent der Wirtschaftsleistung ausmacht. Würden wir alle Tätigkeiten, mit denen Menschen einen Beitrag zur Gesellschaft leisten – ob bezahlt oder nicht –, als Arbeit anerkennen und alle Menschen, die sie verrichten, ökonomisch absichern, wären wir um ein Stück reicher – in jeder Hinsicht.

Das Modell Arbeit im Wandel

Viele Menschen sorgen sich heute um die Automatisierung. Weil Jobs verloren gehen, aber auch weil viele das Gefühl haben, selbst zur Maschine zu werden. Wenn der politische Wille da ist, können wir die Automatisierung jedoch positiv nutzen: Monotone und körperlich anstrengende Tätigkeiten könnten auf Maschinen verlagert werden. Die Zeit,



die dadurch frei wird, muss dann allerdings den Menschen zugutekommen: Weiterbildung, Kontakt mit anderen oder für Erholung. Eine bedingungslose Grundsicherung für alle Menschen würde zudem sicherstellen, dass niemand, der oder die aufgrund der Automatisierung seinen/ihren Job verlassen und sich umorientieren muss bzw. möchte, die Existenzgrundlage verliert.

Eines steht jedenfalls fest: Unser Arbeitsmodell befindet sich im Wandel. Das kann erst mal verunsichern, gibt uns aber gleichzeitig auch die Möglichkeit, diesen grundlegenden Lebensbereich neu zu bewerten.

Barbara Prainsack, 45,
Professorin für Vergleichende Politikfeldanalyse an
der Universität Wien.



Unsere Städte werden ruhiger und wir werden mehr hören.

Jede Zeit hat ihren ganz eigenen Klang. Einst klapperten Hufe übers Pflaster, dann begannen Straßenbahnen zu quietschen, heute röhren die Autos über die Straßen. Klanglandschaften, sogenannte „Soundscapes“, sind entscheidende Elemente unseres Lebensraumes, sie beeinflussen unsere Wahrnehmung, Orientierung, Gesundheit und unser Wohlbefinden. Eigentlich müsste alles, was mit Schall zu tun hat, im Zentrum der Ökologie stehen – jener Disziplin, die sich der Wechselbeziehung zwischen den Lebewesen und ihrer Umwelt widmet. Denn es gibt kein Leben ohne Schall.

Je vielfältiger die Klänge, desto besser

Klang, oder genauer gesagt Schall, macht auf vielfache Weise etwas mit uns und sollte deshalb in der Gestaltung unserer Umwelt ebenso bedacht werden wie das Sichtbare. Vor allem auch, weil wir inzwischen wissen, welche Belastungen chronischer Lärm verursachen kann: Stress, Schlaf- und Konzentrationsstörungen, Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Entwicklungsverzögerungen bei Kindern, die in lauten Umgebungen aufwachsen. Lärm ist eine Belastung, der man sich nur schwer entziehen kann – und er trifft die Menschen ungleich: Studien zeigen, dass benachteiligte

Stadtteile stärker betroffen sind als wohlhabendere. Im Umkehrschluss bedeutet das aber auch: In der akustischen Gestaltung von Städten liegt enorm viel Potenzial, das Leben vieler Stadtbewohner:innen zu verbessern.

Wie sollte sie also klingen, die Stadt der Zukunft? Keinesfalls leise, nein, je vielfältiger eine Stadt klingt, desto lebenswerter ist sie. Orte, an denen es ruhig ist und man nicht viel mehr als das Singen der Vögel hört, gehören genauso zu der Stadt wie solche, an denen es laut ist, Menschen zusammenkommen, diskutieren, feiern, Musik hören. Wir müssen uns schließlich auch um die kümmern, die laut sein wollen. Die Stadt der Zukunft sollte eine sein, in der Klang bewusst „orchestriert“ wird, anstatt einfach auf Lärm zu reagieren, indem man Schutzwände neben vielbefahrenen Straßen anbringt. In der Verkehr beruhigt und begrünte Fassaden Lärm schlucken, in der man auf Elektromobilität setzt und Flächen entsiegelt, man anderen zuhören kann und vor allem: mehr hört.

Peter Androsch, 61,
ist ein österreichischer Klangkünstler, Komponist
und Klangforscher.



Wir werden mehr Zeit draußen verbringen und öfters zu Fuß gehen.

Jahrzehntlang war es in der Stadtplanung so etwas wie ein Naturgesetz, dass die Straßen den Autos gehören. Darüber, wie einladend der öffentliche Raum gestaltet war, machte man sich wenig Gedanken, stattdessen entstand ein immer größeres Straßennetz. Und ein Paradox: Da planten Menschen etwas für Menschen und herauskamen Orte, an denen der Mensch als Lebewesen nicht wirklich vorgesehen war.

Zum Glück ändert sich das gerade: In der Stadtplanung hat sich inzwischen die Erkenntnis durchgesetzt, dass Städte erst dann als lebenswert empfunden werden, wenn sich die Menschen gerne draußen aufhalten, wenn sie nicht nur auf den Straßen unterwegs sind, um von A nach B zu kommen, sondern dort verweilen, sich begegnen, kurz miteinander plaudern – wenn wir dort sind, wo andere Menschen sind.

Platz gerecht verteilen

Eine lebenswerte Stadt ist aber sicher kein Zufallsprodukt, sie ist das Ergebnis einer entschlossenen Gestaltung. Etwa, in der man den öffentlichen Raum gerecht aufteilt zwischen Fußgänger:innen, Radfahrer:innen und Autos. In

der man Sitzgelegenheiten, Grün- und Spielflächen errichtet, und zwar nicht als eingezäunten Spielplatz, sondern integriert in das öffentliche Leben. Wohnstraßen, die nach diesem Prinzip umgestaltet wurden, und der Umbau der Mariahilfer Straße etwa zeigen, dass Orte dort lebendig werden, wo Menschen eingeladen sind zu verweilen, wo gegangen, geplaudert, gestoppt, geschaut, gegessen und gespielt wird.

Und natürlich liegt darin auch gesellschaftliches Potenzial: Gestalten wir öffentlichen Raum nämlich so, dass sich die Menschen darin wohlfühlen, bietet man Möglichkeiten, anstatt isoliert in ihren Wohnungen zu sitzen, auch öfters rauszugehen. Sie werden mit der Zeit ein Gefühl dafür bekommen, wer da in ihrem Grätzl wohnt, wer in der Früh zum Bäcker geht und wessen Kinder im Hof spielen. Diese Berührungspunkte sind wichtig für die soziale Gesundheit einer Stadt, sie fördern Empathie und geben einem das Gefühl, Teil von etwas zu sein.

Rupert Halbartschlager, 47,
ist Landschaftsplaner und Mitglied im Kollektiv
bauchplan.

Unsere Wirtschaft wird sozialer und ökologischer.

Wie wir wirtschaften, beeinflusst nicht nur, wie wir produzieren und konsumieren, sondern auch, wie wir mit der Umwelt, mit anderen Menschen und mit uns selbst umgehen. Aber was heißt eigentlich Erfolg in diesem Zusammenhang?

Die Idee, dass ein gutes Leben soziale, ökologische und wirtschaftliche Nachhaltigkeit braucht, ist nicht neu. Doch sie wird immer ernster genommen. Nachhaltigkeitsberichte sind durch europäische Gesetze nicht mehr nur „nice-to-have“, sondern Pflicht. Die Frage, was wir als nachhaltigen Mehrwert verstehen, beantworten die Ziele für nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen (SDGs). Dabei geht es nicht nur darum, keinen Schaden anzurichten, sondern unsere Gesellschaft in einigen Bereichen komplett neu zu denken und zu verbessern. Dafür brauchen wir soziale Innovationen.

Unternehmen, die soziale Probleme lösen

Soziale Innovationen – das sind Produkte, Dienstleistungen, Modelle oder Ideen, die helfen, gesellschaftliche Probleme zu lösen: zum Beispiel klimaschonend mobil zu sein; nachhaltigen Konsum zu erleichtern; oder gleiche Lebenschancen für alle zu fördern. Die Bedeutung solcher sozialer Innovationen zeigt sich auch in der Politik, etwa in Forschungs- und Förderprogrammen.

Technische Innovationen gehen dabei oft Hand in Hand. Digitale Tools machen es einfacher, dass Menschen zusammenarbeiten und Ressourcen effizienter nutzen. So lassen sich beispielsweise gemeinsame Autofahrten (Ridesharing) oder der Tausch von Second-Hand-Waren auch zwischen Fremden organisieren. Selbst große Modekonzerne bieten inzwischen eigene Plattformen für gebrauchte Mode an. Und auch die Unternehmensführung kann sich ändern: von einfachen Zertifizierungen („Gütesiegel“) für soziale und ökologische Unternehmensstrategien bis hin zu neuen Rechtsformen wie das Verantwortungseigentum,



die dafür sorgen, dass Gewinne ins Unternehmen reinvestiert und nicht an einzelne Aktionäre ausgeschüttet werden. Außerdem gibt es Ansätze in den Wirtschaftswissenschaften, die zeigen, dass eine hohe Lebensqualität nicht immer auf ständigem Wirtschaftswachstum beruhen muss.

Maria Angerer, 46,
ist Soziologin und Trend- und Zukunftsforscherin
mit dem Schwerpunkt „Soziale Wirkung“.

Die Mischung macht's

Wer nach einer Volksschule sucht, will natürlich nur das Beste für sein Kind. Aus eigener Erfahrung weiß Judith Pühringer, Mutter zweier Töchter, dass die beste Schule auch eine sein kann, die keinen guten Ruf hat.



Einige hielten uns für mutig. Sie meinten, es bräuchte mehr Eltern, die sich trauen würden, einen unkonventionellen Weg zu gehen. Andere wiederum sagten, unsere Entscheidung wäre unverantwortlich, wir seien Eltern, die ihren Idealismus über das Wohl ihres Kindes stellen würden, sie fragten: „Wie könnt ihr das eurer Tochter nur antun?“

„Das“ war eine Volksschule in Ottakring, eine öffentliche, die gleich ums Eck unserer Wohnung lag, mit einem modernen Zubau, einem großen Turnsaal, einem liebevoll gestalteten Schulhof. Aber auch: einem schlechten Ruf. Die Wahl der Volksschule zählt zu den größten Entscheidungen im Leben eines Kindes und auch wir gingen natürlich nicht unvorbereitet an die Sache heran. Wir kannten die Geschichten, die sich Eltern über die drei Schulen in unserem Grätzl erzählten: Die eine Schule galt als hervorragend, bot ein alternatives Konzept und klassenübergreifendes Lernen. Die beiden anderen Schulen hingegen? Die sollte man, hieß es, lieber meiden.

Trotzdem wollten wir uns selbst ein Bild machen. Am Tag der Wiener Schulen besuchten wir zunächst die Schule mit dem „guten Ruf“ und waren frühmorgens schon von Eltern umgeben, die alle so aussahen wie wir: weiß, bildungsaffin und vielfältig engagiert. Und auch wenn alles zwar so wirkte, wie man es uns versprochen hatte – überaus einladend und freundlich – platzte es zugleich aus allen Nähten. Und dann waren wir an der „Problemschule“, ebenfalls gleich ums Eck unserer Wohnung, in der uns sofort auffiel, dass es hier mehr Platz, mehr Luft und Räume gab. In der wir herzlich begrüßt wurden von der Direktorin und allen Lehrer:innen. In der die Schüler:innen immer wieder „Kommt doch rein“ riefen und aus den Klassen winkten, in denen sicher zum Großteil Kinder mit Migrationsgeschichte saßen.

Wir nahmen also Platz in einer Klasse, in der die Lehrerin gerade die Frage beantwortete, ob sie glaube, dass Tiere weinen können. Die Kinder

Schulische Segregation bezeichnet die ungleiche Verteilung von Schüler:innen unterschiedlicher sozialer, ethnischer oder ökonomischer Hintergründe in den Schulen.

Chancengleichheit beginnt bereits im Kindergarten. Bessere Arbeitsbedingungen, kleinere Gruppen und wirksame Deutschförderung können faire Bildungschancen schaffen und die Grundlage für gelungene Integration sein.



Wie könnte man Segregation entgegenwirken? Etwa, indem neben Wohnortnähe und Geschwisterkindern auch sozioökonomische Kriterien – dazu zählen etwa Bildungsgrad der Eltern oder die Erstsprache – bei der Schulaufnahme berücksichtigt werden.

Der Begriff „Herzensbildung“ bringt auf den Punkt, dass es bei der Bildung eben nicht nur auf Wissen und Logik ankommt, sondern auch auf Mitgefühl, Gerechtigkeits-sinn, Empathie und Verständnis. Auch wenn es ein solches Fach im Unterricht nicht gibt, sollte die Schule jener Ort sein, an dem man genau das lernt. Weil hier Menschen aus verschiedensten Gesellschaftsschichten aufeinandertreffen.

hörten aufmerksam zu, zeigten auf, lasen und diskutierten mit. Der Unterricht und alles, was wir in dieser Schule sahen, hat uns überzeugt: Es sollte diese Schule für unsere Tochter werden. Wir wollten es versuchen.

Die Sorge darum, dass das eigene Kind einen guten Platz im Bildungssystem bekommt, ist zutiefst verständlich. Eltern wollen, dass ihre Kinder gut lesen, schreiben und rechnen lernen. Sie wünschen sich, dass sie zu selbstbestimmten Menschen heranwachsen und die Lust am Lernen nicht verlieren. Das Unbehagen darüber, dass das in einer Klasse, in der kaum ein Kind Deutsch als Muttersprache hat, nicht gelingen kann, ist nachvollziehbar. Und für die, die es sich leisten können, ist es leicht auszuweichen: Katholische Schulen mit Öffentlichkeitsrecht, private Schulen, eltern- und selbstverwaltete Schulen und auch die eine öffentliche Schule mit dem guten Ruf gibt es fast immer. Ein guter Ruf, der in Wirklichkeit darin besteht, dass die, die dort sind, ein bisschen so sind wie wir. Bloß: Sollten wir nicht gerade in den Schulen dafür sorgen, dass die Gesellschaft, in der wir leben, möglichst gut abgebildet ist? Sollten wir nicht mit jenen lernen, mit denen wir im Alltag dieser Stadt zusammenleben?

Jedes Kind wurde so genommen, wie es war

Ziemlich genau vier Jahre sind vergangen, seitdem wir uns diese Fragen gestellt haben. Vier Jahre einer Volksschulzeit, die mitten in der Pandemie begann und in der zunächst kein regulärer Unterricht in der Klasse stattfand. Stattdessen gab es aber regelmäßige Anrufe der Lehrer:innen: „Ist M. zu Hause? Wir würden gerne mit ihr sprechen.“ M. verschwand dann mit dem Telefon in ihrem Zimmer. Was genau besprochen wurde, weiß ich nicht, eines aber weiß ich mit Sicherheit: Diese Anrufe haben die Kinder mehr bestärkt, als hundert Online-Aufgaben es hätten tun können. Es folgten vier Jahre, in denen die Lehrer:innen den Kindern nicht nur lesen und schreiben, sondern auch Herzensbildung lehrten. In denen sie jedes einzelne Kind so genommen haben, wie es war, egal, woher es kam, egal, welche Geschichte sie mitbrachten. Vier Jahre, in denen der Schulwart die Kinder am

Kinder werden schon im Alter von zehn Jahren sortiert.

Illustration: Pia Moana Scharler

Morgen persönlich begrüßte, und zwar – je nach Laune – in unzähligen Sprachen. In denen Erwachsene die Kinder beim Namen ansprachen, plauderten, miteinander lachten, aber auch intervenierten, wenn es notwendig war. Vier Jahre, in denen die Direktorin alles daransetzte, ihr Versprechen einzulösen, das sie uns zu Beginn gegeben hatte: „Kein Kind darf sich langweilen und etwas nicht lernen dürfen, was es lernen möchte.“ Und genau so war es auch.

Biografien werden oft schon im Kindesalter geschrieben

In dieser Schule haben die Kinder darüber hinaus aber noch Entscheidendes gelernt: Dass es Mitschüler:innen gibt, die jeden Tag die gleiche Kleidung tragen, und solche, die zunächst gar nicht sprechen, weil es keine Worte für das gibt, was sie erlebt haben. Dass es Kinder gibt, die ernsthaft erkrankt sind, und wie man Projektstage dann so gestaltet, dass sie trotzdem mitmachen können. Das alles ermöglichten Lehrer:innen, die teilweise unter widrigen Umständen und auch oft über der Belastungsgrenze arbeiten. Zu wenige helfende Hände, zu viele Aufgaben, so gut wie kein Platz für individuelle Betreuung oder gar Förderung. Vielen Pädagog:innen fehlt Unterstützung von Sozialarbeiter:innen und Psycholog:innen und die Bürokratie und Schulverwaltung erschweren oftmals ihren Alltag noch, anstatt ihn zu erleichtern.

Vor einigen Monaten ging unsere Tochter zum letzten Mal in diese Schule. Es war ein Tag, an dem es viele Abschiedstränen gab, Umarmungen und wohlwollende Worte. Es war aber auch ein Tag, an dem sich eine gesellschaftliche Tatsache offenbarte, die wir längst aus Statistiken kennen: Dass Bildung vererbbar ist und Biografien oft schon im Kindesalter geschrieben werden. Denn von den insgesamt 24 Kindern gehen nur vier auf ein Gymnasium und es sind – wenig überraschend – ausschließlich jene, die aus bildungsaffinen Haushalten kommen. Alle anderen besuchen eine Mittelschule und wissen intuitiv, dass sich mit zehn Jahren eine Tür schließt, die sich nicht mehr so leicht öffnen lässt. Denn das österreichische Schulsystem verlangt, dass die Kinder nach vier gemeinsamen Lernjahren auf zwei unterschiedliche Bildungswege geschickt werden. Im Alter von zehn Jahren schon werden diese Kinder also getrennt.

Wir jedenfalls haben uns vorgenommen, die festgefahrenen Bilder über diese Volksschule zu drehen. Nicht nur, weil wir glauben, dass man in der Schule den Grundstein für das gesellschaftliche Miteinander legt und von durchmischten Klassen letztlich alle Menschen profitieren. Sondern auch, weil wir möglichst vielen Kindern ähnliche, gute Erfahrungen wünschen würden. Dort und in all den anderen Schulen mit einem scheinbar schlechten Ruf. Was ich mir wünsche, ist, dass wir alle darauf vertrauen können, dass die Schule ums Eck die beste Schule für alle Kinder und alle Lehrer:innen ist. 😊

Judith Pühringer, geboren 1976 in Wien, ist Parteivorsitzende der Grünen Wien und Mutter von zwei Töchtern. In ihrer politischen Arbeit engagiert sie sich insbesondere für soziale Gerechtigkeit und Klimaschutz.



In Wien werden Ganztags-schulen derzeit vor allem von Kindern mit höher gebildeten und beruflich bessergestellten Eltern genutzt. Das liegt auch daran, dass Familien mit zwei berufstätigen Eltern bei der Platzvergabe bevorzugt werden.

Noch weniger Durchmischung als in den Volksschulen gibt es in den Wiener Mittelschulen, die, wie die Zahlen der Stadt zeigen, überdurchschnittlich viele Kinder aus Haushalten mit niedrigem Einkommen besuchen. 80 Prozent der Mittelschüler:innen können nach den Pflichtschuljahren die Grundfertigkeiten in Deutsch, Ma-the und Englisch nicht.



- ☐ **WO DU ANGST HAST
VOR DER MIETERHÖHUNG.**
- ☐ **LEIDER IMMER NOCH
BEI DEN ELTERN.**
- ☐ **WO DIE ENERGIEKOSTEN
EXPLODIEREN.**

**Zutreffendes ankreuzen. Oder sinnvoller:
Jetzt für die Volksbefragung unterschreiben
auf zuhausezuteuer.at**

**ZU H  USE
ZU T  UER**

Charmanter Altbau in Bestlage

Wien, die Hauptstadt des leistbaren Wohnens: Das war einmal. Wer heute auf Wohnungssuche geht, trifft dabei nicht selten auf die gleichen Gesichter. Auf Massenbesichtigungen schiebt man sich nämlich neuerdings mit sehr vielen anderen potenziellen Mieter:innen durch die Wohnungen.

Wir waren bei einer dabei – und haben uns umgehört.

Für den Preis ist
das Badezimmer schon
grauslich.
**800 Euro für
50 Quadratmeter ist
für die Lage
Bestpreis.**

**This bathroom
has seen some
things.**

DARF ICH DURCH?

Das Zimmer hinter
der Küche könnten
wir eigentlich auch
noch vermieten.
**Meinst du das
Kammerl?**

Zu welcher Zeit scheint die Sonne rein?
Direkte Sonne haben Sie hier kaum.

I'm gonna ask if they allow pets.
You don't even have a pet.

MACHST DU
EH FOTOS?

Sebastian, schau mal, der
Boden schaut schief aus,
oder?

Nein, Mama.

Doch, komm mal her, der ist doch eindeutig schief.

Nein.

Entschuldigen Sie, ist der Boden schief?

Wait, are bills included, or do we have to pay extra for electricity?

**In der ganzen
Straße gibt's
nur noch zwei
Miethäuser,
der Rest ist
mittlerweile
Eigentum.**



Mama, ich muss Lulu.
Jetzt nicht, Schatzi, das schauen
sich die Leute da an.
Aber ich muss jetzt.

Bitte wenden!



Als die Fotos noch schwarz-weiß waren und die Wiener:innen nicht nur Bim, sondern auch wie wild mit dem Fahrrad fahren (hier auf der Lassallestraße).

Nicht lange her, da kletterten Kinder auf Bäume vor dem Westbahnhof. Da saßen Menschen am Opernring und lasen Zeitung. Da ging man ins Freibad am Margareten Gürtel und fuhr mit dem Rad über die Wienzeile. Und dann? Dann kamen die Autos und eroberten die Straßen. Ein Blick in den Rückspiegel.

Credit: Lassallestraße, Wiener Linien

Die Stadt, ihre Autos und wir

Die Zukunft war schon von weitem zu hören, lange bevor man sie sah. Es war ein fremdartiges, mechanisches Knattern, gefolgt von einem Knall, der so laut war, dass sich die Menschen an den Straßenrand flüchteten, wenn der Mechaniker Siegfried Marcus mit seinem seltsamen Gefährt daherkam. An Fortschritt glaubten damals, im Wien des Jahres 1870, aber die wenigsten. Vielmehr hielt man Marcus für einen Hochstapler und seinen selbstfahrenden Wagen für eine fehlkonstruierte Kutsche. Zu Unrecht, wie sich ein paar Jahre nach seinem Tod herausstellte: Denn Marcus war der erste Mensch, der mit einem „benzinbetriebenen Wagen“ fuhr, oder wie man heute, 154 Jahre später, sagen würde: mit dem ersten Auto.

Das Auto legte in Wien einen ziemlich holprigen Start hin. Auch 16 Jahre nach Marcus’

Testfahrt, als Benz 1886 seinen „Motorwagen“ patentieren ließ. Es war zu laut, zu gefährlich, zu schnell. Ein Fremdkörper, der sich nicht so recht an das natürliche Tempo einer Stadt anpassen wollte, in der man jahrhundertlang in Schrittgeschwindigkeit unterwegs war. Immerhin spielte sich im Wien des späten 19. Jahrhunderts das Leben draußen auf der Straße ab. Die Fahrbahn teilten sich Kutschen, Fahrräder, Straßenbahnen und vor allem: Menschen. Man traf sich zum Flanieren, Kinder spielten am Straßenrand oder kletterten auf Bäume an den Alleen, man las auf Parkbänken Zeitung oder ging zum Einkaufen an die Straßenmärkte. Für das Auto gab es einfach keinen Platz.

Doch das änderte sich in den 20er-Jahren, nachdem der „Ford T“ als preiswertes Auto von den neuen Fließbändern gerollt war und die



Wien wurde im Nationalsozialismus Teil des Autobahnnetzes und galt als Prestigeprojekt in Sachen Verkehrsausbau.

1939
Im Nationalsozialismus wird das Ziel der „Volksmotorisierung“ festgelegt. Aus militärischen Gründen wird der Gürtel stellenweise um mehrere Fahrspuren verbreitert.

Verkaufszahlen kurz darauf auch in Europa sprunghaft anstiegen. Zwar war das Auto immer noch Privileg der Reichen und Adeligen, auf den Straßen sah man aber immer mehr davon. Im Nationalsozialismus erklärte man schließlich die „Volksmotorisierung“ zum Ziel, verfügte Garagenpflicht für alle Neubauten in Wien und zerschnitt im Dienste der Mobilität ganze Landstriche. Das Versprechen der Nazis, einen „Volkswagen für jeden“ zu bauen, sollte sich aber erst nach dem Krieg einlösen. In den 50er-Jahren verdoppelte sich die Zahl der Autos in Wien innerhalb weniger Jahre und in den Sechzigern gehörte es endgültig zur Grundausstattung eines modernen Lebens. Das Auto war plötzlich mehr als eine Maschine, es gehörte zur Familie, schenkte dem Menschen Freiheit, Status, nicht wenigen Identität.

Wien sollte funktional werden

Vor der Moderne, sagt der Forscher Jan Gehl, habe sich die Stadt „mit den Füßen ihrer Bewohner“ langsam und kontinuierlich verändert. Ob ein Durchgang zu dunkel, ein Platz ungemütlich oder eine Straße zu eng war, zeigte sich darin, wie die Menschen den Ort nutzten. Aber irgendwann änderte sich die Perspektive und man begann,



Begegnungszone Stadtbahnstation beim Westbahnhof. Viel Platz für alle!



Dieses Kinderfreibad am Margaretengürtel diente im Sommer als Erholungsraum.

1920er-Jahre
Zahlreiche Kinderbäder werden entlang des Gürtels errichtet. Als Teil einer Vergnügungskultur entstehen Kinos, Theater und Tanzlokale.

1898
Die Gürtelstadtbahn wird eröffnet, fünf Baumreihen werden gepflanzt.

Vom Boulevard zur Schnellstraße:
Wie die Autos auf den Gürtel kamen

1894
Otto Wagner gestaltet 30 Stationsgebäude und konzipiert den Gürtel als Boulevard mit Alleen nach dem Vorbild der Ringstraße.

1901
Straßenbahnen, Fuhrwerke, Fahrräder sowie Fußgänger:innen teilen sich den Gürtel. Moritz Oransz, Obmann des Wiener Radfahrervereins, fordert ein Radwegenetz.

1930er-Jahre
Wegen seines Grünblicks und seiner weiten Perspektiven gilt der Gürtel als eine der beliebtesten Wohngegenden.

1959
Der Gürtel wird zur Schnellstraße. Passagen für Fußgänger:innen verschwinden und der öffentliche Verkehr wird vielerorts in den Untergrund verlegt. Das Verkehrsaufkommen steigt mit der Motorisierung um ein Vielfaches. Der Gürtel wird stetig um Fahrspuren verbreitert.



Das Motto Ende der 1950er: Noch eine Autospur geht immer. Hier vor der Stadtbahnstation Josefstädter Straße.



Credit: Matzleinsdorfer Kirche, Wiki Commons (Bezirksmuseum Margareten)/ Stephansplatz: Wiener Linien



1965 wird die Matzleinsdorfer Kirche auf der Wiedner Hauptstraße im 5. Bezirk abgerissen, weil sie als Verkehrshindernis galt.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts plante man Städte anders. Arbeit, Wohnen, Freizeit wurden getrennt voneinander betrachtet. Kleinster gemeinsamer Nenner: parken.

1970er-Jahre

Aus dem Gürtel soll die Stadtautobahn A20 werden. Geplant ist ein riesiger Kleeblatt-Knoten mit der Wientalautobahn. Daraufhin regt sich in der Bevölkerung Widerstand. 1972 erklärt Bürgermeister Felix Slavik das Projekt als beendet.

1960er-Jahre

Die Autospuren werden verbreitert. Das hohe Verkehrsaufkommen stellt zunehmend eine Belastung für die Bevölkerung dar. Die Gegend wird immer unbeliebter.

1980er-Jahre

Der Gürtel entwickelt sich zum Schauplatz von Kriminalität und sozialen Spannungen. Es entsteht aber auch eine Subkultur.

1998

Die Revitalisierung des Gürtels als Kultur- und Nachtlebenszentrum beginnt. In den Gewölben der Stadtbahn siedeln sich immer mehr Lokale an.

Heute

Mit bis zu 80.000 Autos pro Tag ist der Gürtel Österreichs meistbefahrene Landstraße.

Städte vom Flugzeug aus zu planen. Es war eine Zeit, in der immer mehr Menschen nach Wien wollten und es an Platz fehlte – für die zugezogenen Menschen, vor allem aber für ihre Autos.

Der 1958 bestellte Stadtplaner Roland Rainer hatte dann den Auftrag bekommen, die Stadt rational zu denken. Wien sollte funktional werden, was zur damaligen Zeit so viel bedeutet, wie die Lebensbereiche Arbeit, Wohnen und Erholung erst voneinander zu trennen, um sie anschließend mit Schnellstraßen wieder zu verbinden. Industrieviertel entstanden auf diese Art und Weise, ganze Wohnblöcke, Gewerbeparks, Tangenten und der Gürtel als Hauptverkehrsader. Mit anderen Worten: Die autogerechte Stadt.

Die Straßen wurden immer breiter

Denn als funktional galt eine Stadt, in der man schnell und ohne Hindernisse mit dem Auto fahren konnte. Menschen waren auf den Straßen nicht mehr vorgesehen, sie sollten ja in ihren

Autos sitzen. Mitte der 60er-Jahre verschwanden dann auch die Fahrradwege, die Gehsteige wurden verkleinert und Fußgänger:innenpassagen in den Untergrund verlegt. Man wollte Wien als Ganzes in den Blick nehmen, bloß übersah man dabei die Menschen, die darin lebten.

Und heute? Das Modell der autogerechten Stadt gilt inzwischen als überholt. Öffentlicher Raum, wie etwa die Mariahilfer Straße, wurde auf Initiative der Wiener Grünen begrünt, verkehrsberuhigt und den Menschen wieder zugänglich gemacht. Man hat das Wegenetz für Räder und Öffis erweitert und den Bau der Lobauautobahn verhindert. Auch die Mobilität in Wien hat sich seither stark ver-

Was wäre der Gürtel auch ohne seine Lokale? Und wie schön wäre es erst mit höherer Aufenthaltsqualität.



ändert: Immer weniger Menschen besitzen ein Auto, dafür sind mehr Radfahrer:innen und Fußgänger:innen auf den Straßen unterwegs. Und dennoch: In der Praxis ist Wien vielerorts noch immer für Autos optimiert. Das spüren ganz besonders jene Menschen, die am Gürtel, der am stärksten befahrenen Straße Österreichs, leben. Viele von ihnen wünschen sich seit langem einen verkehrsberuhigten, einen lebenswerten Gürtel, an dem Fußgänger:innen,

Radler:innen und Autos gleichermaßen unterwegs sind. Wie das möglich ist? Nun ja, für Lösungen der Zukunft lohnt sich oftmals ein Blick in die Vergangenheit. 😊



Credit: Bauchplan

Begrünt und autofrei – so könnte der Europaplatz nach Plänen der Grünen in Zukunft gestaltet werden. Das „Radhaus“ auf dem Dach der Eingangshalle in die U-Bahn am Westbahnhof würde dann überdachte Stellplätze für über 1.100 Fahrräder bieten.



Am Gürtel soll es nach den Plänen der Grünen mehr Bäume geben, eine Verbesserung der Querverbindungen in die Bezirke sowie eine Belebung der Gürtelbögen.

2030
Die Gürtelbögen werden mit Kultur, Nahversorgung und Lokalen belebt. Ein Radschnellweg wird gebaut, insgesamt 1.500 neue Bäume gepflanzt.

2050
Die neuen Grünflächen und Kulturräume machen den Gürtel zu einem beliebten Treffpunkt. Die Lebensqualität der Anrainer:innen hat sich deutlich verbessert.

„Die Straße ist eben noch echt“



Credit: Grünen Wien

Aktivist:innen, Schilder, Parolen, Reden. Tausende Wienerinnen und Wiener gehen regelmäßig für ihre Anliegen auf die Straße – einer von ihnen ist Peter Kraus. Der Parteivorsitzende der Grünen Wien war schon auf Dutzenden Demonstrationen. Ein Gespräch über die Kraft der Masse, Popsongs und wieso auch ein Punschstand eine Demo sein kann.



WIEN MORGEN: Lieber Peter Kraus, jetzt mal unabhängig vom Thema: Was ist so toll daran, zusammen mit Tausenden Menschen auf der Straße zu stehen und Schilder in die Höhe zu halten?

Peter Kraus: Ich gehe seit über 25 Jahren auf Demos, weil ich mich lieber einmische, als nur zu kommentieren. Was mich immer wieder berührt, ist der Moment, wenn du merkst: Ich bin mit einem Wunsch, einem Problem oder einer Angst nicht allein. Dieses Gefühl, Teil von etwas zu sein und gemeinsam für etwas einzustehen, das macht etwas mit dir. Allein zu Hause fühlen wir uns oft machtlos. Umgekehrt haben solche Situationen auch etwas Irritierendes, wenn Menschen in der Masse auftreten und gemeinsame Sprüche und Rituale teilen.

Wie meinst du das?

Ich selbst habe das vor kurzem beim Fußball erlebt. Also kein politisches Beispiel. Wir waren bei einem Fußballmatch vom FC Liverpool. Das einmal zu sehen, diese Zigtausenden, die gemeinsam diesen Klub feiern, war schon ein beeindruckendes Erlebnis. Solche Situationen haben aber auch etwas Befremdliches. Wenn der Einzelne nicht mehr spürbar ist und alles in der Masse untergeht. Das ist bei großen Demos ganz ähnlich. Genauso auf Popkonzerten.

Apropos Musik: Gibt es einen Protestsong, den du besonders magst?

„Born this way“ von Lady Gaga hat mich total begeistert. Ist das überhaupt ein Protestsong? Auf jeden Fall eine fantastische Hymne ans Leben, die Liebe und die Freiheit.



Was war das Erste, wofür du auf die Straße gegangen bist?

In der Schulzeit, Ende der 90er. Die damalige Regierung wollte damals Kürzungen im Bildungsbereich beschließen. Wir hatten eine richtig tolle Zeichenlehrerin, mit ihr haben wir unsere Protestschilder gemalt und sind dann gemeinsam von Niederösterreich nach Wien gefahren. Das ist mir riesig vorgekommen, als wär's die größte Versammlung aller Zeiten.

Seit damals hat sich gesellschaftlich viel verändert. Warum ist es in Zeiten von Social Media und Online-Petitionen überhaupt noch wichtig, auf die Straße zu gehen?

Weil die Straße eben noch echt ist. Hier gibt es keinen Algorithmus und keine Fake-Trolle, die dir was vorgaukeln. Wenn du Homophoben und Rassisten ins Gesicht schaut, werden sie oft sehr leise. Das ist im Internet anders.

Was hält dich davon ab, auf eine Demo zu gehen?

Wenn es stark regnet, muss das Thema schon sehr dringend sein, damit ich hingeh. Ich hasse Dinge, die ich nicht ändern kann, und Regen auf Demos gehört da dazu.

Ich mische mich lieber ein, als nur zu kommentieren.

Viele Menschen, die in Wien leben, waren noch nie demonstrieren. Verstehst du das?

Ich glaube, viele waren schon auf Demos, ohne zu wissen, dass es eine war. Ein Beispiel dafür ist „Zwidemu“ – der Rave zwischen Natur- und Kunsthistorischem Museum. Da geht es um Jugendkultur und das Entstehen für konsumfreien öffentlichen Raum. Gleichzeitig ist es einfach eine Party.

Formen von Protest gibt es also viele – von wütend bis humorvoll. Womit fühlst du dich wohl?

Vor Jahren gab es noch weit verbreitet katholische Priester, die öffentlich gesagt haben: Homosexualität ist heilbar. Das gibt's ja jetzt zum Glück nicht mehr in dieser Dichte. Als Reaktion darauf haben wir einen Punsch-

stand auf dem Stephansplatz zusammengezimmert: „Die Unheilbar“. Ein Punschstand kann also auch eine Demo sein. Die Leute haben's geliebt!

Ist das nicht Galgenhumor?

Dieser Lebensfeindlichkeit die komplette Lebensfreude entgegenzustellen, das find' ich super. Die Pride funktioniert ja ganz ähnlich.

Auf der Pride zeigst du dich Jahr für Jahr in Outfits, die du wahrscheinlich so im Rathaus nicht tragen würdest. Trittst du dort als Privatperson oder als Politiker auf?

Ich bin dort beides. Und zwar gerne. Ich gehe dort als Teil der Community und dieses Mitten-drinsein hilft, den politischen Blick für die Anliegen zu schärfen.

Auf der letzten Pride hast du dich mit Mitgliedern von anderen Parteien fotografieren lassen. Seid ihr euch da manchmal näher, als es von außen wirkt?

Da geht es um Verbundenheit. Protest muss nicht immer einer Partei was bringen oder einer anderen schaden. Der darf einfach nur der Sache helfen. Das ist voll wichtig. 😊

Peter Kraus, 1986 geboren, ist Parteivorsitzender der Grünen Wien und setzt sich insbesondere für Klimaschutz und für die Rechte von LGBTQIA+ ein.



Jetzt kommen wir!

Dort, wo der Wienfluss jetzt über Beton plätschert, könnte eine grüne Oase entstehen. Menschen fänden hier Erholung, Tiere und Pflanzen eine neue Heimat. Ein Lokalaugen-schein aus der Zukunft.





Am Ufer, keinen Steinwurf vom Stadtpark entfernt, zeigt sich das Leben in seinem alltäglichen Chaos: Es ist ein Rascheln und Rumpeln, ein Flattern und Fliegen, ein Haschen und Huschen. Die einen schlängeln sich träge durchs Schilfrohr, andere nehmen noch ein Sonnenbad, bevor sie sich in ihr Winterquartier verkriechen.

Sobald die Sonne aufgeht, beginnt hier am Wienfluss das Leben und es ist ziemlich viel los. Noch bevor die ersten Bäckereien öffnen, huscht ein Fuchs auf Durchreise aus dem Lainzer Tiergarten durch das dichte Gestrüpp. Über dem sich kräuselnden Wasser ziehen Schwalben enge Kreise und jagen Libellen. Liegt da vorne, auf dem Stein in der Sonne, nicht tatsächlich eine Zauneidechse? Und plötzlich ist im Gebüsch auch ein blitzblaues Schimmern zu erkennen, ein Eisvogel, der abspringt, rasch mit den Flügeln schlägt und sich kopfüber ins klare Wasser stürzt. Wie, ein Eisvogel? Ja, hier ist alles vorhanden, was so ein Exot wie er braucht: dichte Uferböschungen, Kaulquappen, kleine Fische und klares, glasklares Wasser.

Diese Szenen, man ahnt es schon, gibt es so nicht. Denn auf jenem Abschnitt des Wienflusses, der ab Hütteldorf durch die Stadt fließt, würde weder ein Vogel auf Futtersuche gehen, noch eine Maus wühlen und gar kein Fisch laichen. Wie auch? Das Gewässer plätschert monoton und schnurgrade durch eine Betonrinne über zehn Kilometer durch die Stadt. Es ist das, was Biolog:innen degradiert nennen. Totes Gelände.

Man könnte es aber auch so sehen: Es sind Szenen, die sich sehr wohl in einer möglichen Zukunft abspielen könnten. Einer Zukunft, in der man die Natur an den Wienfluss zurückgebracht hat. In der ein Naherholungsgebiet für Menschen und ein Lebensraum für Tiere und Pflanzen entstanden ist,

Ökologisch wertvolle Flüsse sind gerade in urbanen Gegenden von großer Bedeutung.

ein lebendiges Ökosystem mitten in der Stadt. Eine entsprechende Vision haben die Grünen Wien für den Wienfluss vorgelegt, sie fordern die Renaturierung bis zur Innenstadt.

Denn ökologisch wertvolle Flüsse sind gerade in urbanen Gegenden von großer Bedeutung. Sie ermöglichen nicht nur ein besseres Mikroklima und kühlende Kaltluftschneisen, sie stellen auch für Tiere und Pflanzen rare Rückzugsorte in einer stark vom Menschen geprägten Umgebung dar. Letzteres ist auch deshalb so entscheidend, weil die Welt derzeit das größte Artensterben seit dem Verschwinden der Dinosaurier erlebt und es besonders schlecht um die heimischen Gewässer steht. „Über die Hälfte der Gewässer in Österreich befindet sich in einem ökologisch schlechten

01
Am Wienfluss findet der Graureiher ruhige Plätze zum Jagen.

02
Langsam fließende, seichte Flussabschnitte sind ideal für den Eisvogel.

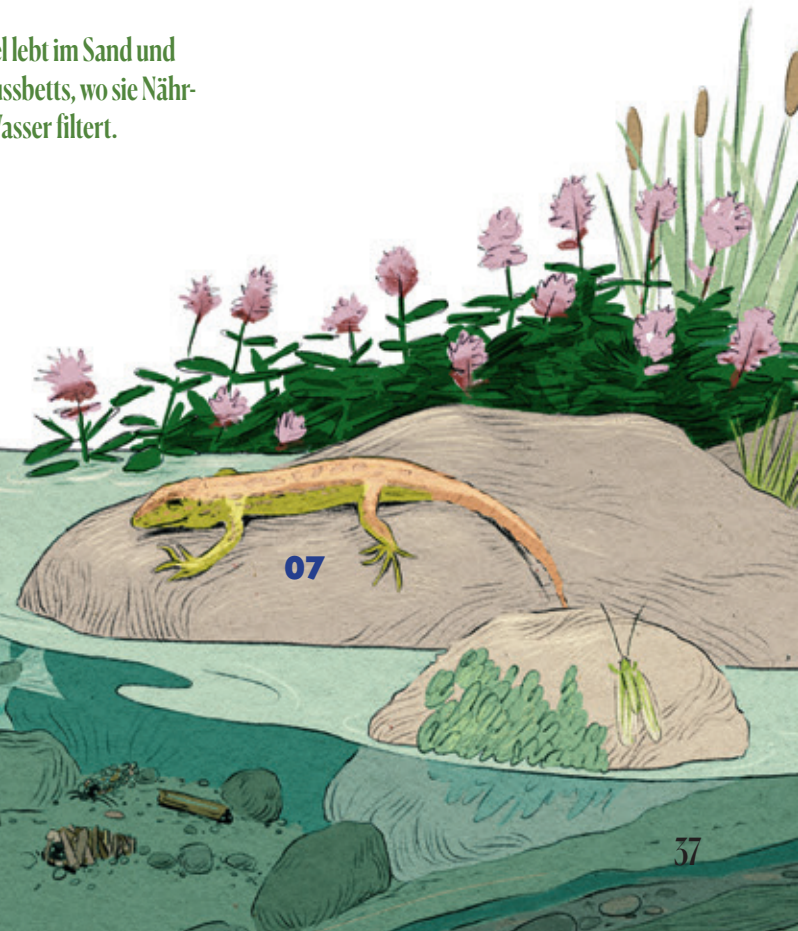
03
Die Prachtlibelle, eine farbenfrohe Libellenart, profitiert von der hohen Wasserqualität.

04
Der Mensch hätte am Wienfluss genauso Platz wie die Natur.

05
Der Europäische Flusskrebs bevorzugt gut belüftete Gewässer mit ausreichend Verstecken.

06
Die Flussmuschel lebt im Sand und Schlamm des Flussbetts, wo sie Nährstoffe aus dem Wasser filtert.

07
Mit ihrem kräftig grünen Schuppenkleid zieht die Zauneidechse die Blicke auf sich.



Zustand und mehr als 60 Prozent der Fischarten sind gefährdet“, sagt Thomas Hein, der am Institut für Hydrobiologie und Gewässermanagement an der Universität für Bodenkultur in Wien zur Renaturierung von Gewässern forscht. Ein Drittel der Farn- und Blütenarten stünden auf der Roten Liste, Hunderte seien bereits ausgestorben. „Außerdem sind Fließwasser Netzwerke, die miteinander in Verbindung stehen. Wertet man ein Ökosystem auf, wirkt sich das positiv auf die umliegenden aus“, so Hein. So könnten laut dem Experten Verbundbiotope entstehen, durch die Tiere und Pflanzen zwischen verschiedenen Lebensräumen wandern und sich austauschen können, was wiederum die ökologische Widerstandsfähigkeit einer Umgebung erhöht.

Doch durch die harte Verbauung des Wienflusses wurde vor rund 130 Jahren die natürliche Verbindung des Wienerwalds und seiner Bäche mit der Donau gekappt. Seine Renaturierung würde die wichtige Verbindung auch für ziehende und bachaufsteigende Arten wiederherstellen. Gewässerforscher Hein stellt dafür eine einfache

Auch an ruhigeren Tagen tummelt sich hier das Leben am Wienfluss.

Rechnung auf: Je diverser ein Lebensraum gestaltet ist, desto größer sei auch das Vorkommen von Arten und die Resistenz des Ökosystems. Mit dieser Meinung ist Hein nicht allein. Auch die Umweltorganisation WWF kam in ihrer jüngsten Studie zum Zustand der österrei-

chischen Flüsse zu einem ähnlichen Schluss. In der Renaturierung liegt also noch reichlich ökologisches Potenzial für die Zukunft.

Zurück also in diese Zukunft, wo schon einiges getan wurde, zurück zum Wienfluss: An sonnigen Tagen, wenn die Menschen zu Mittag eine Pause einlegen, kann schon einiges los sein. Manche nutzen die Zeit, um im Abschnitt zwischen Naschmarkt und Margaretengürtel eine Joggingrunde einzulegen, andere setzen sich an den Ufersteg. Im Sommer kühlt man seine Füße im Wasser, im Herbst schaut man in die bunten Blätter, im Winter spaziert man durch das angeeiste Ufer und im Frühling erwacht ohnehin alles wieder zum Leben. Aber auch an ruhigeren Tagen, wenn einzig die Entenfamilie schnattert, tummelt sich hier das Leben. Man muss, um es zu entdecken, nur genauer hinsehen.

Tausende Arten leben hier. Viele davon haben jenen Bereich für sich entdeckt, der von Menschen kaum wahrgenommen wird: den Boden. Sand und Kies sind für Regenwürmer, Larven oder Bakterien der ideale Lebensraum. Ruhige Buchten, flache Ufer und langsam fließende Zonen sind ideale Laichgründe für Fischarten wie die Aitel oder die Brachse. Auch der Graureiher hält sich gerne im seichten Wasser auf, wo er oft über Stunden regungslos verweilt und seine Umgebung beobachtet, bis er im entscheidenden Moment nach einem vorbeischwimmenden Fisch im Wasser schnappt. Und selbst seltene Exemplare wie die Würfelnatter, die hohe Ansprüche an ihren Lebensraum stellt, die auf sauberes Wasser und dichte Ufervegetation angewiesen ist, weil sie Schutz bietet und sich dort genügend kleine Fische zum Fressen tummeln, würden hier am Wienfluss ein neues Zuhause finden.

Ja, genau, an diesem Wienfluss. Mitten in der Stadt. 🌿

08

Mit seiner grünlich-braunen Haut ist der Grasfrosch ein wahrer Meister der Tarnung.

09

Die Würfelnatter ist eine selten gewordene Wasserschlange und liebt warme, ungestörte Gewässer.

Die Auswahl der genannten und abgebildeten Tiere wurde unter der Fachberatung des Gewässerforschers Thomas Hein (BOKU) getroffen. Sie alle könnten am renaturierten Wienfluss einen Lebensraum finden. Eine Garantie gibt es dafür allerdings nicht.

Credit: Monika Ernst



Was bringt eine Renaturierung des Wienflusses wirklich?

Die Renaturierung des Wienflusses ist mehr als ein ökologisches Projekt – sie steigert auch die Lebensqualität der Stadtbewohner:innen. Denn es würde ein fast acht Kilometer langer Erholungsraum entstehen. Durch begrünte Ufer und naturnahe Flächen wird außerdem eine Frischluftschneise gestärkt, die den Durchzug vom Wienerwald ermöglicht. Das sorgt für eine angenehme Temperaturregulierung und verbessert das Mikroklima in der Umgebung. So wird der Wienfluss zu einem wichtigen Faktor bei sommerlichen Hitzewellen und trägt zum Wohlbefinden in der Stadt bei. Im Zuge der Renaturierung wird auch ein zusätzlicher Radweg entstehen, der sich insgesamt auf über elf Kilometer erstreckt und kreuzungsfrei das schnelle Pendeln aus dem Westen von Wien ermöglicht.

Wäre der Hochwasserschutz des Wienflusses durch die Renaturierung gefährdet?

Nein, der Hochwasserschutz am Wienfluss bleibt durch die Renaturierung vollständig erhalten. Derzeit wird ein neuer, vergrößerter Abwasserkanal gebaut. Dieser schützt zusätzlich, indem er bei starkem Regen überschüssiges Wasser unterirdisch ableitet. Durch die Auswahl der Bepflanzung, etwa biegsame Weiden, die sich der Strömung anpassen können, wird das Risiko für Verkläunungen stark reduziert. So bleibt das Flussbett auch bei Hochwasser frei und Wasser kann ungehindert abfließen. Im renaturierten Bereich werden außerdem bewusst keine großen Bäume gepflanzt, da sie bei Hochwasser Schaden nehmen oder den Abfluss behindern könnten.

Was passiert im Bereich des Naschmarkts, wo der Wienfluss unter einem Gewölbe verläuft?

Unter dem Gewölbe des Naschmarkts ist eine Begrünung des Wienflusses nicht möglich. Dennoch würden Schwellen beseitigt werden, damit Fische vom Donaukanal in den Wienfluss aufsteigen können. So könnten Wasserlebewesen ihren natürlichen Wanderwegen folgen, was langfristig die Biodiversität erhöht und die Gewässerökologie verbessert.

Kann man die Natur einfach reparieren?

Einfach ist es nicht, aber die Renaturierung funktioniert. Die Begrünung würde vielfältige Lebensräume für Tiere und Pflanzen schaffen. Hindernisse wie Fischbarrieren würden durch passierbare Rampen ersetzt, sodass der Wienfluss wieder als Verbindung zwischen Donau und Wienerwald und seinen Bächen dient. Studien belegen, dass Ökosysteme nach Renaturierungen wiederhergestellt werden können. Ein Beispiel dafür ist der Klausbach in Tirol, eines der ersten Renaturierungsprojekte Österreichs, das 20 Jahre später zeigt, wie aus einer Betonrinne ein lebendiges, artenreiches Ökosystem entstehen kann.



Betonstadt

von Arad Dabiri

Alles, was ich kenne, das ist der graue Beton meiner Stadt. Alles, was ich kenne, bedeutet aber nicht gleich die große Liebe. Es ist eher eine komische Beziehung, leicht toxisch, weil ich denke, ich bin mit dem Grau besser dran als mit Grün, einfach nur, weil Gewohnheit automatisch Sicherheit verspricht. Ich meide die Wälder oder Badeseen, bleibe lieber in Wien, der Betonstadt.

Ich kenne nur sie.

Aufgewachsen in der Donaustadt, nicht Kaisermühlen, nicht Kagran, weiter außerhalb. Als ich noch Kind war. Unsere Anlage, zwei Hände voll Doppelhaushälften, davor, dahinter nur leere Flächen, weitläufig, unbebaut. Heute besuche ich meine Eltern jeden Sonntag. Heute sind die meisten Flächen zugebaut, und auf den noch freien wird bereits die Zukunft verbaut, zweimal zwei Hände neuer Doppelhaushälften, überall, neue Familien eingezogen, jung, alt, weniger Platz für Erde, wieder nur Beton. Einen Spielplatz, mit stets frisch gemähtem Rasen und kleinem Badeteich, gibt's aber, anders als damals. Und gefühlt ist die Luft dort heute besser, genauso wie damals. Das Gymnasium, Kardinal-Nagl-Platz, irgendwo zwischen Rochusmarkt (Markt ist ein großes Wort) und der Schlachthausgasse, halb verwelkter Park, halb U-Bahn-Station. Die Universität, Schottentor, klar, das Gebäude alt, aber davor ja auch alles, nur nicht grün, der Ring und so, die U-Bahn daneben, und den Votivpark mochte ich nicht mal früher beim jugendlichen oder studentischen Saufen so richtig. Heute in der Nähe des Vogelweidparks, wirklich nicht schön, grün sowieso nicht. Paar Minuten entfernt dafür der Märzpark, stimmt ein klein wenig versöhnlich, gehe aber kaum hin, weil die Stadthalle darüber wacht.

Es war nie viel da für mich, konnte es auch nicht, denn das, was da war, war wiederum etwas, wohin es zu pilgern galt. Ein Treffen im Stadtpark galt als Aktivität, nicht als Beiläufigkeit. Ja, es gibt sie, die grünen Oasen, die

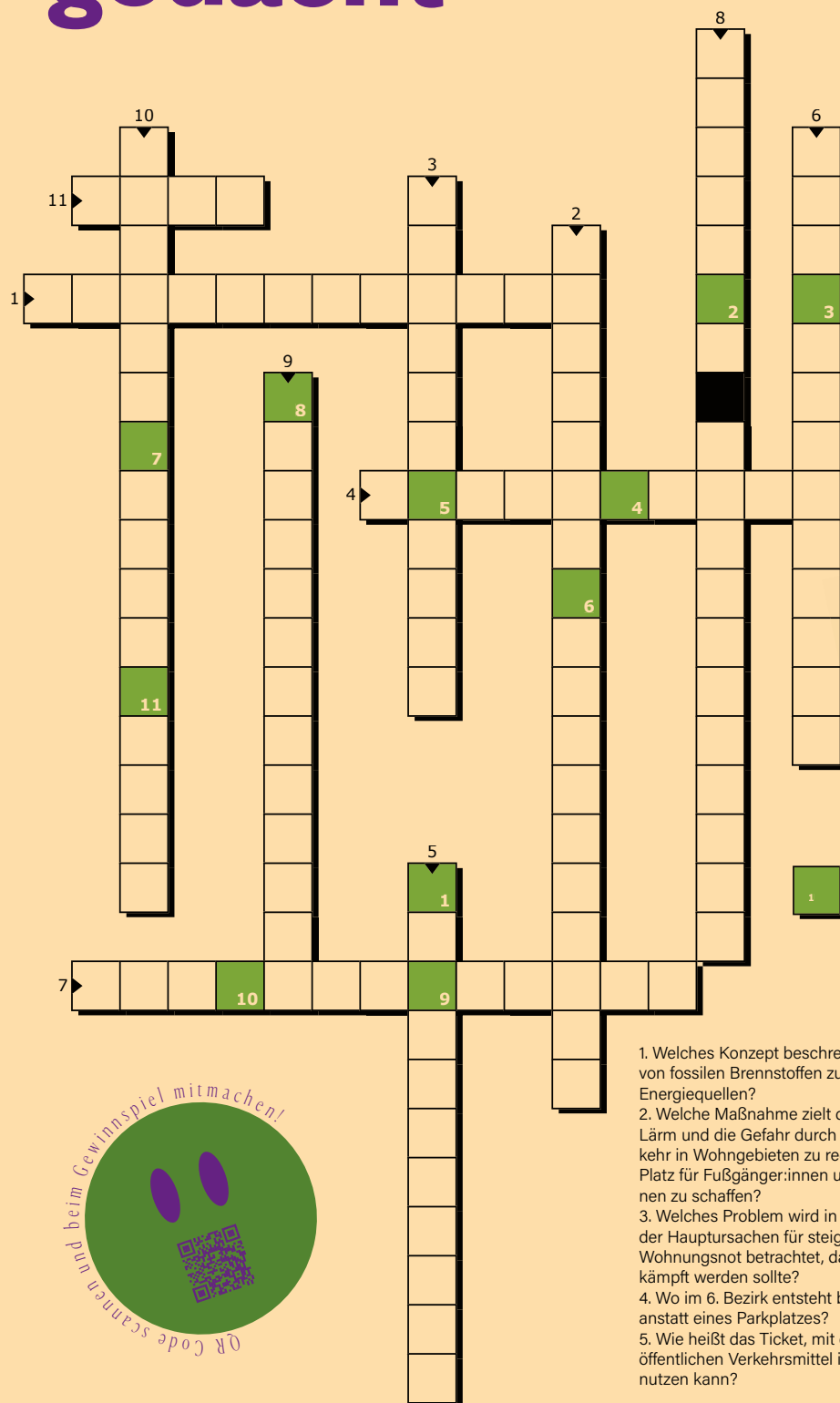


Orte zum Liegen, Sitzen, Atmen. Aber sie fühlen sich für mich wie Fremdkörper an, die ich ansteuern muss. Es gäbe Wege, wenn ich mich nur traue, raus aus der Komfortzone. Ich könnte auch einen Baum umarmen, wenn ich wollte, anstatt mich hier nur über mich selbst aufzuregen. Oder in eine Wiese legen, Buch lesen. Und trotzdem setze ich mich lieber wieder in ein Kaffeehaus. Jede Zeit, Ausgehen, Stadtgefühl, Leben, Beton.

Ich wünschte, ich würde grün mehr lieben, oder es zumindest zulassen. Wir könnten wenigstens mal anfangen, uns zu daten. Ob die große Liebe dann folgt, steht noch aus. Step by step. Ich habe in meinem Leben mehr Bierdosen zerdrückt, als Blumen gegossen, Veränderung kommt nicht sofort. Ich bin gezeichnet, von der Stadt, und ja: Ich kann einfach nicht ohne meinen Beton. ☹️

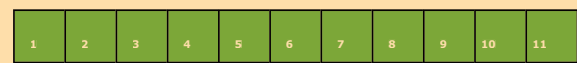
Arad Dabiri, 1997, ist ein österreichischer Schriftsteller. Sein Roman DRAMA hat den Debütpreis des Österreichischen Buchpreises gewonnen.

Um die Ecke gedacht



Miträtseln und bis 01.03.2025 unter wien.gruene.at/gewinnspiel mitmachen!

Wir verlosen:
1x 500-Euro-Gutschein – einlösbar in einem Fahrradgeschäft deiner Wahl.
Plus: 5 Schals und 5 Hauben aus unserer Nobau-Kollektion.



1. Welches Konzept beschreibt den Übergang von fossilen Brennstoffen zu erneuerbaren Energiequellen?
2. Welche Maßnahme zielt darauf ab, den Lärm und die Gefahr durch motorisierten Verkehr in Wohngebieten zu reduzieren und mehr Platz für Fußgänger:innen und Radfahrer:innen zu schaffen?
3. Welches Problem wird in Wien als eine der Hauptursachen für steigende Mieten und Wohnungsnot betrachtet, das dringend bekämpft werden sollte?
4. Wo im 6. Bezirk entsteht bald ein neuer Park anstatt eines Parkplatzes?
5. Wie heißt das Ticket, mit dem man alle öffentlichen Verkehrsmittel in Österreich nutzen kann?

6. Welche nachhaltige Initiative fördert das Tauschen und die Wiederverwendung von Kleidung und reduziert die Umweltbelastung durch die Modeindustrie?
7. Welche Maßnahme fördert die Wiederherstellung natürlicher Lebensräume?
8. Welche Energiequellen, wie Erdöl, Erdgas und Kohle, sind umweltschädlich und sollten durch erneuerbare Energien ersetzt werden, um den Klimawandel zu bekämpfen?
9. Welche Größe messen Städte, um den Erfolg ihrer Maßnahmen in Bezug auf Lebensqualität und soziale Gerechtigkeit zu bewerten?
10. Welches Symbol repräsentiert die LGBTQI+-Gemeinschaft?
11. Wie nennt man die Generation der heutigen Jugend?



Und wie geht's weiter?

Für die Zukunft können wir zwei Dinge mit relativer Gewissheit behaupten: Künstliche Intelligenz wird eine immer größere Rolle in unserem Alltag spielen und die SPÖ wird in Wien weiterhin regieren. Was offenbleibt: Welche Partei wird neben ihr sein? Und welche Folgen hätte das? Geht es in eine Betonvergangenheit? Oder in eine Zukunft, in der die Stadt grüner und das Leben in Wien leichter wird? Wir haben die KI gebeten, uns zu zeigen, wie sich Wien bis 2050 verändern könnte, je nachdem, welche Partei regiert. Ein nicht ganz so seriöses Experiment.



Hier das Ergebnis mit der ÖVP.



So mit der FPÖ.



Und so mit den Grünen.

Impressum
Medieninhaberin und Herausgeberin:
 Die Grünen – Grüne Alternative Wien,
 Würtzlerstraße 5/5, 1050 Wien

Redaktion: die entgegengesetzte richtung
 Lisa Edelbacher (Redaktionsleitung)
 Michael Wittmann
Lektorat: Renate Messenbäck

Fotografie: Marcella Ruiz Cruz,
 Lisa Leutner, Patrick Rieser
Illustration: Monika Ernst
Druckerei: Berger, Horn

Du möchtest dich für ein grüneres Wien von morgen engagieren?
 Dann melde dich unter:
wien.gruene.at/mitmachen

JUDITH GEHT'S AN!



Judith Pühringer
Parteivorsitzende



SCHAU DIR AN,
WAS AUS WIEN NOCH
WERDEN KANN

